Peru

Autor(en): **Greulich, Oskar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 48

PDF erstellt am: **28.03.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-645395

Nutzungsbedingungen

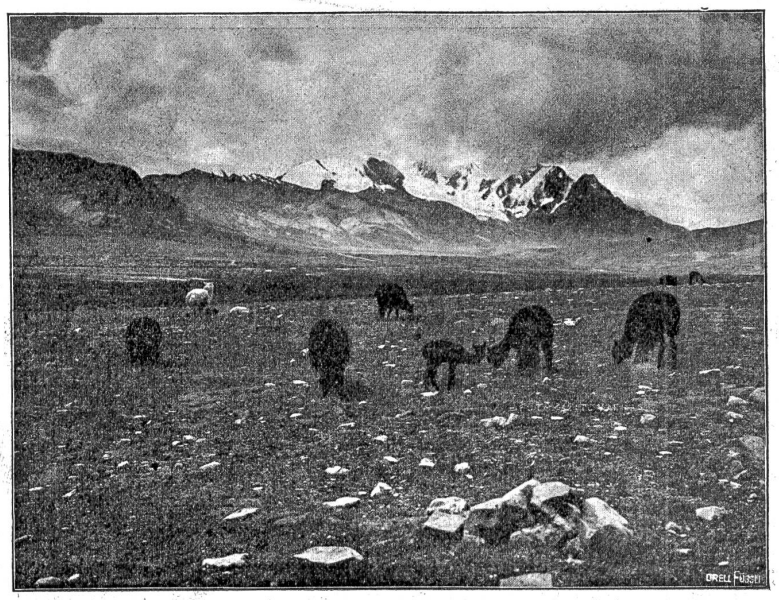
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



Punalandschaft; im Vordergrund Alpacas und Vicunjas (wilde Lamas).

eine einzige Karte und gewann, mußte gewinnen, denn sie liebte ja wie ich. Wäre es aber anders gewesen, ich hätte allem ein Ende bereitet, das war mein fester Entschluß."

„Du bist eben doch zum Glück erkoren, ich sagte es dir ja, die späte Liebe ist immer die gewaltigste."

„Retten, ich bin ganz ruhig, ich lebe nicht in einem Taumel, ich fühle nur mit dem glücklichsten Empfinden, daß nun ein Großes reif werden will in mir, und das beglückt mich. Ich wußte es ja wohl, daß es ein Großes gibt für den Menschen, aber nie, nie wagte ich zu denken, daß ich ein Auserwählter sein könnte."

„Sei nur stark in deinem Glück, denn Lydia würde es nie ertragen, dich als ein Zweifler, als ein Wankender zu sehen!"

„Ja, da hast du recht, sie will teil haben an meinem Aufsteigen, und sie wird nicht betrogen werden."

„Und nun noch eines: Ueberlege es dir mit Berta. Im Ernst, sie sollte fortkommen, es ist sicher das beste."

„Gewiß, ich überlege es mir und werde das Rechte schon finden."

„Nun b'hüt dich Gott, ich muß fort, sonst bekomme ich den Zug nicht mehr."

Als Morner seinen Freund hinausbegleitete, sah er Berta noch im schwarzen Alltagskleide. Es ärgerte ihn.

„Berta, wir haben heute kein Leichenbegängnis, zieh' etwas Helles an, schmücke dich doch, mach mir auch eine Freude."

„Ich habe nichts an hellen Gewändern," erwiderte sie.

„So? Und die weiße Seidentaftbluse? Na also? Und die Blumen, wo bleiben denn die Blumen?"

„Sie sind im großen Zimmer —"

„Gut, geh dich jetzt anziehen."

(Fortsetzung folgt.)

Peru.

Studien und Erlebnisse von Dr. Oskar Greulich.

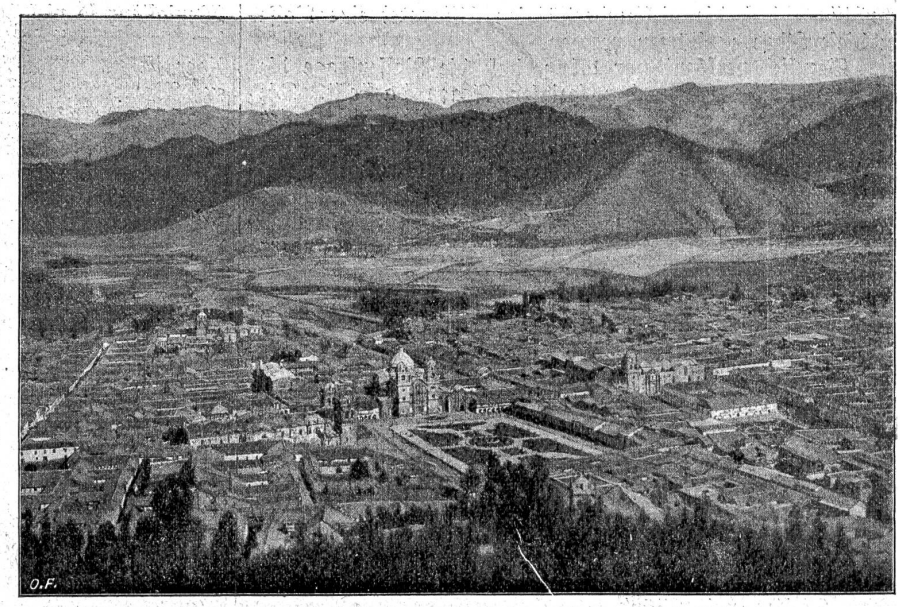
(Orell Füßlis Wanderbilder Nr. 381—390.) — Besprochen von A. Fankhauser.

Ein frisch, fromm, fröhlicher Draufgänger, naturwissenschaftlich gebildet, von Beruf Lehrer, läßt sich von der peruanischen Regierung als Direktor einer staatlichen Mittelschule (Collegio nacional) anstellen, amtet in Huarez auf der Andenhochfläche, dann in Puno am Titicacasee, insgesamt fünf Jahre, und bringt eine Reihe guter und schlimmer Eindrücke mit sich heim, alle mit dem unverwüstlichen Humor und der Zähigkeit des modernen Weltmannes erlebt und wiedergegeben. Auf seinen Reisen ins Innere des Kreolenstaates gewinnt er eine reiche Kenntnis der Landschaft. Im Verkehr mit den Staatsbehörden lernt er die politischen und gesellschaftlichen Zustände kennen. Das Studium älterer Reisewerke gibt den wissenschaftlichen Untergrund für die eigenen Beobachtungen und hie und da Anhaltspunkte, um den riesigen Fortschritt des jungen Staates in den letzten Jahrzehnten festzustellen. Scharfe Beobachtungsgabe und Menschenkenntnis, frei von jeder Sentimentalität, geben die Gewähr für eine objektive Betrachtungsweise. Wo er seinen Hauptgewährsmann in wissenschaftlicher Beziehung, Middendorf (Peru, drei Bände, Berlin 1893, 94, 95), entgegentritt, geschieht es nur, um die Veränderungen festzustellen, die seit zwei Jahrzehnten stattgefunden haben. Da das Buch weniger wissenschaftlich als unterhaltend sein will, ist das Hauptgewicht auf eine reiche, oft anekdotenhaft anmutende Ausbeute eigener kleiner Erlebnisse gelegt; der Verfasser ist dabei aber bemüht, das Typische herauszugreifen, das Zufällige ins Wesentliche zu steigern und allem Fabelhaften in den Anschauungen der Leser eine realistische Wahrheit entgegenzusetzen. Reiches Bildermaterial vergrößert die Anschaulichkeit, eine Karte von Peru, eine zweite vom Titicacasee und eine genaue



Indianische Familienszene.

orographische Skizze aus der Gegend der Amazonenquellen orientieren über die Reisen Greulichs und über seine verkehrspolitischen Ausführungen. Es kommt dazu das angenehme Format des Büchleins, das gute Papier und die leichte Lesbarkeit, um eine schöne Reiselektüre zu bieten, die nicht nur den Laien fesselt, sondern zum Studium des Landes so viele Eindrücke und ebenso sichere Begriffe schafft, als irgend ein genaues wissenschaftliches Werk. Dem Laien im Spanischen dienen die Aussprachebezeichnungen; dem schlechten Gedächtnis für Ortsnamen die Ableitungen aus den alten indianischen Ketschua- und Aymarassprachen. Der flotte Stil macht die Beschreibung stellenweise interessant; einzelne Sprachdummheiten überliest man eher als in einem Werk der schönen Literatur. Alles in allem läßt das Büchlein wohl einen Vergleich mit Widmanns Reisebeschreibungen zu. Eines nur fehlt: die Wärme der Betrachtung alles Lebendigen, die den Menschen- und Tierfreund Widmann so sehr auszeichnete. Doch besser als alle Abhandlungen sprechen des Verfassers eigene Worte. Hören wir, was er über die Menschen spricht:



Gesamtansicht von Cuzco.

S. 15 schreibt er über die Neger: „.... Ich hatte mehr als genug Gelegenheit, die dunkle Rasse kennen zu lernen .... dienstfertige Leute, höflich bis zur Kriecherei. Aber einen sympathischen Eindruck machten sie mir nicht; freundliche Behandlung konnten sie nicht ertragen, sondern wurden leicht frech. Wer den „Schwarzen Bruder" und „Coloured Gentleman" nur in „Onkel Toms Hütte" studiert hat, wird sich bei persönlicher Bekanntschaft mit dem Neger schwer enttäuscht fühlen."

Mehrmals erzählt er im Lauf des Büchleins einzelne Erlebnisse, die seinen allgemeinen Anschauungen Recht zu geben scheinen. So (S. 23) über die „Fleteros", Dienstmänner .... Neger, Indianer und Weiße: „Ungeduldig erwarten sie die Erlaubnis zum „Entern" und dann geht ein Tumult los, bei dem die Fremden Kopf und Nerven zusammenhalten müssen. In wilder Eile jagen sie die Schiffstreppe empor. Andere machen es noch kürzer. Sie benutzen Seile, die ihnen schon Angelangte zuwerfen und klimmen mit katzenartiger Behendigkeit an der Schiffswand hinauf... Sie drängen sich an die Reisenden heran und halten ihnen Kärtchen vor, auf denen Name und Nummer des Fletero steht. Wehe dem Unkundigen, der ein solches Ding in die Hand nimmt. Von diesem Moment an betrachtet sich der Dienstmann als engagiert ... und rupft den Fremdling beim Zahlen gehörig, denn nach erfolgtem Geschäft hilft das Markten wenig mehr ... Der erfahrene Reisende hält deshalb seine Hände wohlweislich in den Hosentaschen ... Dann nennt er den Preis, der ihm als ortsüblich bekannt ist und bleibt bei etwelcher Festigkeit auch Sieger ...."

So spricht der Praktiker. Man kann von ihm nicht erwarten, daß er die Rassenfrage tiefer psychologisch betrachte. Wie wenig er von den Indianern erwartet, beweist er S. 75, wo er die optimistische Ansicht einer Geraldine Guineß der pessimistischen anderer Forscher gegenüberstellt und sich zur zweiten bekennt. Diese Skeptiker urteilen: Gewiß hat der Indianer gute Seiten: Gewaltige Körperkraft, Genügsamkeit, Ausdauer in Strapazen. Er taugt zum Arbeiter und gemeinen Soldaten. Seine Ehrlichkeit und Treue machen ihn zum Diener vorzüglich geeignet. Man hält aber dafür, daß seiner geistigen Entwicklung bestimmte Grenzen gezogen sind, die nur von Wenigen besonders Talentvollen überschritten werden, während die meisten unselbständig bleiben und zu ihrem eigenen Besten unausgesetzter Leitung und Ueberwachung bedürfen. „Dabei," fügt Greulich hinzu, „ist aber das Prügeln durchaus entbehrlich." Vielleicht dürfte er in seinem Menschheitsglauben aber doch so weit gehn wie die Engländerin, die als Bedingung der Ebenbürtigkeit der roten Rasse nur eine sorgfältige, durch mehrere Generationen fortgesetzte Erziehung nennt. Jedenfalls ist wahr, daß „der Tag der Knechtschaft dem Menschen die Hälfte seiner Tugend



Platz vor der Kathedrale in Puno.

raubt" — daß die vielhundertjährige Sklaverei eine Rasse in diese Tiefe zu stürzen vermag.

Greulich verkennt vor allem, daß die Rassenfrage die südamerikanische Form der sozialen Frage darstellt. Die Entrechteten, geistig Verkommenen stehen noch völlig unter den Füßen ihrer Herren, der Kreolen und der neuen, vielleicht brutalen, weil kältern Sorte nordamerikanischer und europäischer Unternehmer, die sich so recht als ein halbgöttlicher Adel im Lande gebärden. Auf die Kreolen ist Greulich besser zu sprechen als auf die Cholos (Farbige), besonders auf die Frauen (S. 151).

„Außerordentlich ist die Höflichkeit des Kreolen. Wer jedes Wort auf die Goldwage legt, darf sich in der Tat über arge Unzuverlässigkeit beklagen. „Treten Sie ein, mein Haus ist das Ihre," spricht der Hausherr zum Gast. Wird man einem Fremden vorgestellt, so versichert er uns sofort: „Jetzt haben Sie einen Freund mehr" .... Er geht in seiner Höflichkeit so weit, selbst den Tadel in Lob zu kleiden. Rühmt er unsere gute Aussprache des Spanischen, so dürfen wir daraus nur d e n Schluß ziehen, daß er den Anfänger erkannt hat und ihn in seinem Studium ermutigen will."

Aus der ganzen Reihe einzelner Schilderungen gewinnen wir im Lauf der Lektüre einen sehr lebhaften Begriff von allen Klassen und Ständen nicht nur Perus, sondern der ganzen Reihe von halbkreolischen Staaten im nordöstlichen Südamerika, und der aufmerksame, vielleicht geschichtskundige Leser schweift unwillkürlich nach Ostindien, wo die weißen Braminen und die Adelskaste die farbigen und Mischlingsklassen ebenso zertraten und noch heute verachten, wie es die christlichen Europäervölker in dem neuen Erdteil taten und noch tun. Eine seltsame Anschauung dessen, was Mensch heißt, geht einem dabei auf .....

In einen eigentlichen Widerspruch mit seiner pessimistischen Betrachtungsweise der Indianer gerät Greulich, sobald er ihre Vorfahren, die Inkas, Chimus und Kitschuas (Quechuas) in den Bereich seiner historischen Notizen zieht. Freilich weiß er, wie manche Nachricht ins Gebiet der Fabeln gehört; aber er kann nicht umhin, gerade den geistigen Fähigkeiten jener Völker großes Lob zu zollen.

Stellt man alle verstreuten Bemerkungen über diese vergangenen Generationen zusammen, so erhält man einen deutlichen Begriff der peruanischen Geschichte. Wir hören, wie die Inkas vom Süden her in das Land zogen, die alte Kultur der Chimus bei Trujillo und der Aymarás in Tiahuanaco besiegten und ihre eigene ins Land brachten. Ihre Sonnenreligion verdrängte den blutigen Götzendienst, freilich auch die hochentwickelte religiöse Bildhauerei. Sie führten die Staatssprache, das Kitschua, von Ecuador bis Chile und Brasilien ein, besaßen aber keine Schrift und keinen Kalender. Die vollständige Sozialisierung ihres Staates, die einzige historisch bekannte, führte zur Vernichtung der Individualitäten und zur Konzentrierung der Staatsidee auf den Inka, den göttlichen Sproß. Darum auch der beispiellose Sturz dieses Reiches, als die Spanier den Inka Antahualpa gefangen nahmen: 12 Millionen Menschen waren wie gelähmt. Dann folgt der verzweifelte Aufstand dieser Völker auf der Steinzeitstufe — niedergeworfen durch spanische Kanonen; dann die Bürgerkriege der Sieger Pizarro und Almagro, bis die spanische Krone das Vizekönigtum errichtet. Wir erhalten Kunde von dem Los der Braunen während der 300jährigen Sklavenzeit, von einem Inkaaufstand 1780 und dem schrecklichen Ende seines Anstifters, des europäisch gebildeten Tupac Amarú. Doch schon vierzig Jahre später erhebt sich die Herrenklasse des Landes, die kreolische, selbst gegen das Mutterland Spanien, vertreibt den Vizekönig (1824) und knechtet nun ihrerseits die Entrechteten ein Jahrhundert lang weiter, führt aber im allmählichen Wachsen ihres Staates die Emanzipation der Sklaven selbst herbei.

„Ein vielversprechendes Symptom ist die Gründung „Pro Indigenia", einer Vereinigung zum Indianerschutz ... Wenigstens so viel hat sie schon erreicht, daß Fälle empörender Grausamkeit in der Presse gebrandmarkt werden. Wichtiger ist noch, daß die Gedrückten selbst in den Zeitungen zu Worte kommen und ihre Erlebnisse in ergreifender Schlichtheit schildern."

Die historischen und völkerkundlichen Beschreibungen nehmen aber einen geringen Teil des Buches ein. Viel mehr Raum beanspruchen die Naturschilderungen, die Erzählungen über Vergnügen und Unannehmlichkeiten des Reisens, Begegnungen mit staatlichen Beamten und Hotelpersonal, oft durchaus praktische Ratschläge, wie sie Baedecker bringt, oft behagliche Plaudereien, wie im Kreis von guten Bekannten. Es verwundert uns, daß man in Lima den besten Mokka bei einem alten Graubündner trinkt, daß zwei andere gute Wirte Neuenburger und Unterwalliser sind, daß die Amerikaner das Personal wie überall mit großen Trinkgeldern verwöhnen, daß die Polizei scharf ist und so weiter. Von der Aduana (Zollverwaltung) berichtet er (S. 25) folgendes erbauliche Stücklein, nachdem er die ärgerliche Verzollung schmutziger Wäsche erwähnt hat: „Die tollste Leistung bestand darin, daß sie auch die Kollektion physikalischer ... Apparate, die ich auf Staatskosten aus der Schweiz für das Gymnasium in Huarez kommen ließ, brandschatzte. Und in welchem Zustande trafen die Sachen droben ein. Plumpe, unkundige Dinger hatten die in der Schweiz besorgten Umhüllungen aufgerissen und die feinen Instrumente kurzweg wieder in die Kiste geschmissen. Ein zierliches Dampfmaschinenmodell und ein elektrisches Dynamo waren völlig verdorben! Werkzeuge, wie Hammer, Zangen, Feilen, fehlten, sie waren ganz „verloren" gegangen!" ... Oder: Auf der Fahrt von Lima über die Anden nach Oroya mit der sogenannten „Zentralbahn" hält plötzlich der Zug. „Zwischen den Schienen vor uns steht gaffend ein Pferd. Die Beamten müssen absteigen und es durch Steinwürfe wegjagen. Aber man kann nicht immer so rücksichtsvoll sein. Bald darauf spüren wir einen so heftigen Ruck, daß wir beinahe mit den Köpfen zusammenschlagen! Der Zug hält nicht, überwindet aber irgend ein Hindernis. Vom hintersten Wagen aus erblickt man einen formlosen Körper inmitten einer Blutlache: Ein Rind überfahren! Que importa?"

Von Zeit zu Zeit tauchen Notizen über die Beschäftigung des Volkes auf, so S. 22: „In Panta wurden namentlich die sogenannten Panamahüte feilgeboten. In Wirklichkeit stammen sie aus dem nördlichen Peru, wo ihre Anfertigung (man benutzt dazu die Blattrippen einer palmenartigen Pflanze, der Carludovica palmata) auf dem Wege der Hausindustrie eine zahlreiche Bevölkerung, besonders in Moyamba am Ostabhang der Cordillere, beschäftigt. Ein ganz feines Exemplar, das in Europa und Nordamerika mit 500—1000 Franken bezahlt wird, beansprucht zwei Monate und mehr zu seiner Herstellung."

Zum Schlusse seien besonders hervorgehoben die zahlreichen Schilderungen durchreister Landschaften. Ein Dutzend Städte und eine Reihe von Berglandschaften erstehen bildhaft vor unsern Augen. Poetisch tönt, was er von der Fahrt an der Küste sagt: „Kahle, trostlose Einöde starrt uns an: Stets dasselbe langweilige Graubraun überzieht Hügel und Täler, nur gelegentlich unterbrochen durch den weißen Guano .... Hinter der schmalen Küstenebene erheben sich niedere Vorberge, riesigen Maulwurfshaufen vergleichbar und in weitester Ferne, kaum noch erkennbar in dem brütenden Dunst, schließen die mauerähnlichen Kämme der Kordilleren das Bild ab: So mag es auf dem Monde aussehen und gerade so schrecklich still und verlassen mutet es uns hier an!"

Die Fülle des Buches ist nicht leicht zu erschöpfen. Da es die Haupterfordernisse eines Reisewerkes: Wahrheit und Anschaulichkeit und damit angenehme Lesbarkeit aufweist, kann es all denen bestens empfohlen werden, die sich aus irgend einem Grunde um das alte Wunderland interessieren.